



Niederdeutsches Heimatblatt

Nr. 8.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1927.

Der Heimliche.

Gott schuf das Licht.
Und denen, die er liebte, gab er das Gesicht.
Sieh die Jahrtausende rinnen
Und zeigte sich nicht.
Kinderaugen wissen es noch tief innen,
Können noch hinter all dem Geschehen
den Heimlichen lebhaftig sehen.
Wir Großen, wir Klugen, sind
längst wieder blind geworden,
schleifen in hilfloser Not Dinsen und fügen Röhren,
unserer Augen Armseligkeit zu betören,
bohren in Enge und Weite
mit zugespitztem Gehirn,
fesseln in Formeln
Erde, Sonne, Mond und Gestirne
und finden doch keine Erlaben.
Selig, so die Gaben
ihrer Kinderaugen behalten haben.

(Heimkehr.)

Hermann Claudius.

Die Eiche im niederdeutschen Volksglauben.

Von Ernst Bülow.

Die Eiche ist fraglos der hervorragende, eigenartigste Baum des mitteleuropäischen Waldgebietes. Ihre urwüchsige Kraftgestalt, die kontrastreiche Lichtwirkung der unzähligen Blätterbüschel, ihr donnerähnliches Brausen und das sanfte, geheimnisvolle Säuseln und Raunen im Winde weckte zu allen Zeiten ernste Bewunderung und gemahnte an das Göttliche. Hatten auch Römer sowohl als Griechen ihren Eichenkultus, weisagten selbst die Zeuspriester im Tempel zu Dodana aus dem Rauschen der Eiche und wohnten auch die römischen Priester, die Druiden (Eichenbewohner) in Eichenhainen, so verwuchs doch nirgends das Wesen dieses gewaltigen Baumes so innig und tief mit der Volksseele als gerade im Niedersächsenlande.

Wie ein getreuer Eckart streckte er seine knorrigen Äste über das altgermanische Gehöft, und mächtig rauschte er auf die ernste Thingstatt herab. Die Opferfeuer leuchteten unter seiner Krone, in der die zur Opferzene verwandelte heilige Mistel (von deren Samen man meinte, daß er vom Himmel herabfiel) eine große Rolle spielte. Unter dem gebelagerten, mit Pferdeköpfen und Schilden geschmückten Baum hob an der Sonnenwendfeier der germanische Priester das mit dampfendem Eberblut gefüllte Horn zur Sonne empor.

Noch jetzt erinnern manche Ortsnamen an heilige Eichen, und von einigen dieser Altvordern sind noch die Namen in des Volkes Sinnen und Sagen. Der alte Eichenhain auf der Stubbenitz (Stubbenkammer), an der Stätte des jetzigen Buchenwaldes, war der Herda geweiht. Hier schwuren die Wenden ihren Göttern im geheimnisvollen Schatten der Eichenkronen und richteten ihre Götzenbilder auf. Darum, so war der feste Glaube, zerschmetterte der zukunfts Strahl des Himmels den Frevler, der die Art gegen den heiligen Baum erhebe.

Als aber das Licht des Christentums in das Dunkel der heidnischen Wälder drang, verwandelte sich der Eichenkult in Aberglaube. Wodan wurde zum Teufel gemacht, und der heilige Eichbaum versiel den finsternen Mächten. Aber zäh wie das Holz der Eiche war auch der Glaube des Volkes, und lange Jahrhunderte hindurch erhielt er sich im geheimen in manchen Volksbräuchen.

Wo wendische Stämme wohnten, fand sich noch bis in die neuere Zeit das Scharholz, ein Eichenloz, neben dem Herde eingemauert. War er

verkohlt, zermalnte man in zu Staub, bewahrte ihn auf als Schuhmittel gegen Hexerei und strente ihn zwischen das Saat Korn, um dem Getreide gutes Gedeihen zu sichern.

In hohem Ansehen standen die sogenannten „Krupeisen“, durch deren Doppelstamm die Kranken sich entweder nackt oder bekleidet, je nach der Heilkraftstärke, hindurchzwängen mußten, um Heilung von Lähmung, Sticht oder Bruch zu erlangen. In der Regel nahm man diese Prozedur dreimal an drei aufeinanderfolgenden Tagen vor, doch verlangten einige Heilspender eine Wiederholung bis zu zwölfmal. Verschiedene Wortreihen wurden dabei hergesagt, zum Beispiel:

„Eichbaum, ich klage dir,
die weiße Sticht plaget mir,
die schwarze Sticht,
die gelbe Sticht,
die blaue mehr.
Der erste Vogel, der über diesen Baum fliegt,
nimmt alle meine Stichten mit.
Im Namen usw.“

„Eichboom, ik klag di,
de negenunnegentig Stichten un Schwindel plagen mi
Un di saelen se plagen
bet an den jüngsten Dagen.“

(Die letzte Strophe wurde im abnehmenden Mond gebraucht.)

Einige dieser Eichen standen in so großem Ruf, daß zahlreiche Kranke von nah und fern zu ihnen wallfahrten und sich mit ihrer Begleitung in der Nähe des Baumes einquartierten. So geschah es noch in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts.

Eine besonders heilkräftige Bedeutung hatte der junge Eichbaum in der wunderherrlichen Johannisnacht. Man zog ein bruchleidendes Kind durch die Oeffnung eines eigens zu diesem Zweck gespaltenen Stammes. Drei Männer namens Johann mußten dem Aberglauben gemäß dabei helfen, zwei die Baumteile halten und der dritte das Kind hindurchstrecken. Wuchs die sorgfältig verbundene Spalte gut zusammen, so war das Leiden geheilt.

Eine recht umständliche Handlung erheischte die Heilung des Nabelbruchs. Zuerst wurde ein junger, kräftiger Eichbaum „magnetisiert“. Dies ging in folgender Weise vor sich: drei Schrittweiten von der Südseite des Baumes zog der Begleiter des Kranken mit einem neuen, kohllosen, drei Zoll langen Nagel in der Richtung der Haupt- und Nebenäste nach dem Stamm zu Linien in der Luft. Dasselbe wiederholte er in den anderen drei Haupthimmelsrichtungen. Nun wurde der Leidende rücklings an den Stamm geführt und an die Südseite desselben angelehnt. Die Genesung konnte, so glaubte man, nicht ausbleiben.

Welche hohe Meinung das Volk von den Eichen hatte, ist auch daran zu erkennen, daß das „Notfeuer“, durch das man das von der Feuerkrankheit befallene Vieh trieb, am besten wirken sollte, wenn die Flamme durch Reiben eines Striches um einen eigenen Pfahl entzündet wurde. — Selbst die lästigen Sommerprossen mußten verschwinden, wenn man sich mit dem Regenwasser des Wurzelsumpfes einer gefällten Eiche wusch. — Und über die medizinische Kraft der Eichen gegen Magenkolik läßt sich Karl Bartsch folgendermaßen schreiben: „An dem Tage, da die Sonne in den Skorpion geht, steige ein Mann auf einen starken, mit Eichen wohl versehenen Baum, zwide die Eichen ab und stecke sie in einen Sack, denn sie müssen die Erde nicht berühren. Wenn nun einer von der Kolik aufs heftigste ergriffen wird, so gebe man ihm einen gestoßenen Eichelkern, von dem die Hülsen geschieden sind, in Wein, so wird es bald helfen.“

In dieser alten Verehrung des Felsens unter den Bäumen ist es wohl zum großen Teil begründet, daß die Eiche, besonders in niedersächsischen Landen, ein Fest-, Familien- und Erinnerungsbaum geworden ist. So gibt es viele Eichen bei Städten und Dörfern, sowie in fürstlichen Gärten, die auf ein wichtiges Ereignis hinweisen. Noch 1871 wurden Hunderte

von Friedenszeichen gepflanzt, und seit der große Kanzler, der wie ein sturmtrübiger „eiserner“ Eichbaum im Volksbewußtsein steht, von uns geschieden, rauscht in gar vielen Orten die Bismarkeiche.

Faust an der Unterweser.

Als Goethe den Schluß zu seinem Faust schrieb, um in ihm als höchstes menschenwertes Streben die tätige Arbeit im Dienste der Gesamtheit zu bezeichnen, wie sie sich am schönsten in der Schaffung von Neuland als Grundlage neuer menschlicher Siedlungen offenbart, entsandte er Edermann zur Beschaffung des nötigen Tatsachenmaterials. Der große Meister wird damals nicht geahnt haben, daß dieser weltabgeschiedene Winkel des deutschen Vaterlandes, die Wurster Marsch, der Schauplatz einer Sage ist, die mit der seinem großen Drama zugrundeliegenden Faustsage die allergrößte Ähnlichkeit hat und ohne Frage aus einem Gebiet hierher verpflanzt ist, in dem die Faustsage bodenständig war.

Die Faustsage im Lande Wursten knüpft an ein Mitglied des mächtigen Wurster Hausmannsgeschlechts Foutwes an. Zwar läßt sich die Geschichte der Familie nur fünf Generationen hindurch, von Beginn des 16. bis zum Ausgang des 17. Jahrhunderts verfolgen. Aber in dieser kurzen Zeitspanne erlebte die Familie einen Aufstieg, wie er kaum bei einem zweiten Geschlecht in der Marsch am rechten Unterweserufer zu verzeichnen ist, erfuhr sie Geschichte, die noch heute unser ganzes Interesse beanspruchen können.

Das erste Mitglied der Familie, dessen Namen wir kennen, war Eide Foutwes, Hausmann in Cappel im Lande Wursten. Eide Foutwes starb 1544, sein Sohn Johan Eide Foutwes, der dreimal verheiratet war und am 25. Februar 1605 starb, hatte außer sechs Töchtern, die im Juli 1581 und im November 1604 vermutlich größeren Seuchen zum Opfer fielen, einen Sohn, nach dem Großvater Eide Foutwes genannt. Dieser Eide Foutwes, gleich seinen Vorfahren Grundbesitzer in Cappel, war Kapitän (d. h. Hauptmann) und erzbischöflich-bremischer Vogt des Kirchspiels Dorum. Er war zweimal verheiratet, in erster Ehe mit Siemme Schmuets, in zweiter mit Hille Has. Er starb am 28. Juni 1645. Eide Foutwes muß bereits ein ungewöhnlich wohlhabender Mann gewesen sein. Er war der Begründer eines großen Erbegräbnisses auf dem Cappeler Friedhof. Noch heute tragen vier gewaltige Grabplatten aus Sandstein, die jetzt an der Außenwand der Cappeler Kirche aufgestellt sind, die Foutweschen Wappen. Auf einer von ihnen ist Eide Foutwes selbst in der damals üblichen spanischen Tracht an der Seite seiner Ehefrau dargestellt. Eine von ihnen zeigt die Wappen seines Vaters und der drei Ehefrauen des letzteren. Eine weitere Platte, dem Andenken des Großvaters gewidmet, ist mit den Wappen des Stifters und seiner beiden Ehefrauen geschmückt, und endlich ist das Foutwesche Wappen auch auf dem Grabstein des Joh. Schmuets, des ersten Schwiegervaters von Eide Foutwes, angebracht.

Sehr interessant sind die Schicksale der Söhne dieses Eide Foutwes, der Brüder Johan Eide Foutwes und Eide Foutwes zu Cappel. Ihr Leben bildet den Höhepunkt der Geschichte der eigenartigen Familie und zugleich eines der denkwürdigsten Kapitel der Wurster Geschichte.

Beide waren in der Landesverwaltung, bzw. der Selbstverwaltung des Landes Wursten tätig. Der jüngere Eide Foutwes verwaltete als erzbischöflicher Vogt die Vogtei Cappel, Spieta und Altenwalde, der Ältere, Joh. Eide, stand lange Jahre hindurch als Landesvorsteher der Wurster Landesstube vor. Er verhandelte wiederholt in Landesfachen mit der schwedischen Regierung in Stockholm, schlug dagegen eine ihm angetragene Vogtei aus und zog sich überhaupt in späteren Jahren vom öffentlichen Leben zurück. Das hatte einen eigenartigen Grund: Foutwes wollte nämlich auf einem anderen Wege zu höherer Stellung und höherem Ansehen steigen, als ihm das als erzbischöflicher Vogt möglich war. Gestützt auf einen großen Landbesitz und unter geschickter Ausnutzung der Aussprache seines Namens (Foutwes wie Faust) wandten er und sein Bruder sich an Kaiser Leopold I. und baten unter dem Vorwande, von einem gewissen 1557 in den Adelsstand erhobenen Faust von Aschaffenburg abzustammen, um die kaiserliche Bestätigung ihres Adels. Sie mußten ihre Künfte geschickt haben spielen lassen und werden es ohne Frage auch verstanden haben, an die richtigen Stellen kleine und größere Doucens zu verteilen, jedenfalls erreichten sie ihr Ziel. Unter dem 2. September 1671 bestätigte der Kaiser ihren Adel und legte ihnen und ihren erblichen Nachkommen beiderlei Geschlechts mit Rücksicht auf ihren Landbesitz im Wurster Neufeld den Namen „Faust von und zu Neufeld“ bei. Statt ihres altererbten Bauernwappens (rechts 3 (2,1) Rosen dazwischen ein mit einer Würfelförmigen Bismarke belegter Balken, links ein halber Adler am Spalt) führte die Familie fortan im blau- oder laurfarbenen Schilde eine abgeschlossene Faust in natürlicher Farbe.

Kaum war der erste Schlag gefallen, da holte Johan Eide zu dem zweiten aus. Unter Berufung auf seine adeligen Rechte bat er König Karl XI. von Schweden, ihm die Gerichtsbarkeit erster Instanz über seine Güter und Meier im Lande Wursten zu verleihen. Und auch diesmal war ihm Erfolg beschieden. Unter dem 11. Juni 1679 erfolgte die Verleihung, und zwar in noch weiterem Umfange als Faust gebeten hatte, nämlich für alle faustischen Güter in den Herzogtümern Bremen und Verden. Das war nicht ohne praktische Bedeutung, denn als Faust später von der Regierung in Stade aufgefordert wurde, ein Verzeichnis seiner Pächter einzureichen, machte er außer 26 Pächtern in den Kirchspielen Nulsum, Badingbüll, Dorum, Cappel, Spieta und Wüdlum noch drei Meier in Solßel namhaft.

Der Weg, den die Brüder Faust eingeschlagen hatten, bedeutete einen vollständigen Bruch mit der Tradition des Landes, das Jahrhunderte hindurch eine freie Bauernrepublik gewesen war, dessen Bewohner noch immer auf ihre Gleichberechtigung stolz waren, das keinen Adel und keine adeligen Vorrechte kannte. So mußte es zu einem offenen Konflikt mit dem Lande kommen, und es kam dazu. Vögte und Landesstube bekämpften die Pläne der Brüder Faust mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mit-

tein und suchten ihre Stellung zu erschüttern. Sie stellten der Regierung vor, daß die Wurster Familie Foutwes nichts mit dem fränkischen Adels-geschlecht Faust von Aschaffenburg zu tun habe, daß der Kaiser durch einen gefälschten Stammbaum hintergangen sei. Aber es nützte ihnen nichts. Die schwedische Regierung hatte damals an wichtigere Dinge zu denken als an den Streit zwischen den Wurstern und ihrem ehrgeizigen Landsmann und ließ die Sache um so lieber auf sich beruhen, als die Brüder Faust zu ihren ausgesprochenen Anhängern gehörten, was Eide Faust unter anderem dadurch bewies, daß er 10 bis 15 Reiter für die Schweden anwarb und eine Zeitlang in seinem Hause unterhielt. So blieben denn die faustischen Privilegien ungeachtet des Einspruchs der Wurster bestehen. Trotzdem sollten sich die hochfliegenden Pläne, die die Brüder Faust verfolgt hatten, nicht restlos verwirklichen. Ihre Familie starb bereits nach einigen Generationen wieder aus, und so gelang es ihnen nicht, ein aufblühendes Edelmannsgeschlecht zu begründen.

Johan Eide Foutwes († 10. April 1684) Ehe mit Tjede Lübbes aus der mächtigen Familie Tharl Lübbes entstammte nur eine Tochter, Thble. Sie verheiratete sich mit Harre Siade Johans zu Badingiel, dem Vater jenes Oberdeichgrafen Eide Siade Johans, der zu den markantesten Persönlichkeiten der Wurster Geschichte gehört.

Ein reicherer Kinderlegen war Eide Foutwes (Faust v. u. z. Neufeld) beschied. Seine Frau Rixta, eine geborene Schmitts, schenkte ihm fünf Kinder, drei Söhne und zwei Töchter. Die Töchter hatten die Namen Imme und Hille. Erstere war dreimal verheiratet, nämlich mit Egge Dürelt Kels, dann mit Johan Koch, dem Sprossen einer angesehenen Bremer Kaufmanns- und Senatorenfamilie und in dritter Ehe mit Johannes Steffens, Pastor zu Cappel. Hillefaust heiratete den Hausmann Eide Johan Siebes zu Themel im Lande Wursten, den Vater des Oberdeichgrafen Johan Siebes, der mit seinem Landbesitz von über 1000 Morgen Marschland wohl der größte Wurster Grundbesitzer seines Jahrhunderts war. Von den Söhnen des Vogts Eide Faust starben zwei, Johan und Eide, ohne Leibeserben. Der letztere, Vogt des Kirchspiels Cappel und Spieta, stand eine Zeitlang als Rittmeister in schwedischen Diensten.

Der dritte Sohn des Vogts, Harro Eide Foutwes (Faust von und zu Neufeld), geboren 1642, war wissenschaftlich gebildeter Jurist und gab das Wurster Landrecht heraus. Er starb im Januar 1669 zu Stade. Seiner Ehe mit Elise Dorothea von Reipen, der Tochter des Rentmeisters Georg von Reipen, entstammte nur eine Tochter, Helne Juliane Dorothea Regine Faust von und zu Neufeld. Sie war die letzte Trägerin des Namens Faust.

Ueberblickt man rückwärtend die Geschichte der Familie Faust, so wird man zu dem Ergebnis kommen, daß ihr interessantestes Mitglied jener Johan Eide Faust war, der für sich und seine Familie den Adel erwarb. Seine Gestalt hat denn auch bald nach seinem Tode die Phantasie des Volkes zu beschäftigen begonnen. Die Tatsache der Erschleichung des Adels erschien einem freien Volke wie den Wurstern so ungeheuerlich, daß es keinen Anstoß nahm, seine Gestalt mit der des letzten Schwarzkünstlers Dr. Faust zusammen zuwerfen. Auf seinem Hofe im Cappeler Kirchspiel soll er der Sage nach einen Pakt mit dem Teufel geschlossen haben, in dem er ihm seine Seele verschrieb, wenn ihm der Böse das ganze Jahr schöne reife Kirscheln liefern wolle und überall, wo er fahre, ritt und ginge, stets unter ihm eine gepflasterte Straße eintünde, die hinter ihm wieder verschwinden solle. Der Teufel soll seinen Verpflichtungen getreu nachgekommen sein und Faust später abgeholt haben. Noch lange wurde an einer Wand des Faust-Hauses in Cappel das Loch gezeigt, durch das der Teufel mit dem unseligen Mann das Haus verlassen haben soll. Selbst die Flecken von dem Hirn und Blut des Dr. Faust wurden noch bis vor kurzem gezeigt. Es soll keiner menschlichen Kunst gelungen sein, sie zu entfernen. Ob man die Stelle schenerte, abtrugte, ja den Mörtel entfernte, stets kamen die Flecken wieder zum Vorschein.

Ein bessers Andenken hinterließ Johan Eide Faust seinem Namen durch die Begründung einer Stiftung für die studierende Jugend. Er bestimmte, daß der jährliche Ertrag seines Hofes bei Dorum, des sogenannten Helenenhofes, solchen Studierenden zufallen sollte, die ihre Abstammung von ihm oder seinem Bruder nachweisen könnten. Da der einzige Enkel des Stifters selbst kinderlos starb, müssen die Anwärter sämtlich ihre Abstammung auf seinen Bruder Eide Faust bzw. diejenigen seiner Kinder, die Erben hinterließen, d. h. auf Imme Faust und Harro Eide Faust, zurückführen.

Die erste Ehe der Imme Faust war kinderlos. Aus der zweiten stammen Agneta und Johannes Koch, aus der dritten Regine Helene Steffens. Harro Eide Faust hatte, wie bereits erwähnt, eine Tochter, die letzte Trägerin des Namens Faust. Somit gibt es vier Enkelkinder von Eide Faust, auf die sämtliche Reflektanten ihre Herkunft zurückzuführen haben.

Durch Agneta Koch (* 1665, † 1735), die mit Tharl Lübs verheiratet war, sind berechtigt, Mitglieder der Familie Lübs, Singhofen, Jebben, Hallermann, Wildens, Krüll, Röber, Hurzig, Höbel, von Aßen, Tamm, Schneider, Windler, Büttner, Thimig, Meyer.

Von Johannes Koch, Dr. jur., Ratsherr und Richter in Bremen (* 1687, † 1744), leiten sich ab die Familien Koch, Steineden, Schiebler, Sollen, Namsthal, Michelhausen, Pearkes, Bayes, Brauer.

Regine Helene Steffens (geb. 1693) war verheiratet mit Johann von Aßen, Major in Bremen. Durch sie sind berechtigt die Familien von Aßen, Stede, Tegeler und Windelmann.

Helene Juliane Dorothea Regine Faust war zweimal verheiratet, und zwar 1. mit Henning Friedrich Stoers, Vogt zu Wüdlum, und 2. mit dem Landesvorsteher Harro Siade. Von ihr leitet die Mehrzahl der berechtigten Familien ihre Erbberichtigung ab, nämlich die Stoers, Siats, Dürelt (väter geadelt), Darß, Johanss, Elbs, Meiners, Wilmann, Witte, Hugo, Abler, Stülom, Poyer, Müller, Leydecker, Holtbusen, Erbstrobel, Wähendorf, Allers, Hey, Siebs, Lübs, von Schneider, Robbe, Fehler, von Fint, Langenbed, Söhlde, Ogedorn, Aldermann, Werlich, Rode, Scheele, Winter, Bacmeister, Augsburg, Windel und Georg.

Die vorstehende Aufzählung der berechtigten Familien stammt aus

dem Jahre 1840. Seit dem sind noch einige Familien hinzugekommen, die holländisches Blut in ihren Adern haben.

Der jedem einzelnen Berechtigten zufallende Betrag beläuft sich zurzeit auf rund 2500 Mark. Die Aufsicht über die Stiftung wird bei dem Amtsgericht in Stade geführt. Verwalter der Stiftung ist zurzeit Amtsgerichtsrat Wiebald in Bredstedt in Schleswig.

Der Anteil Bremens an der ersten deutschen Kolonie.

Von Dr. J. Girgensohn (Berlin).

Es ist über ein halbes Jahrhundert her, daß ein lebhafter Streit über die Frage entstand, ob die Börse in Bremen ein Recht dazu habe, ein Wandbild malen zu lassen, auf dem die Gründung der deutschen Kolonie in Livland als das Werk Bremens dargestellt werden sollte. Der Bremer Stadtbibliothekar J. G. Kuhl trat warm für die Beteiligung Bremens an der deutschen Pflanzung an der Düna ein. Unter seinen Gegnern war es Konstantin Höhlbaum, der behauptete, Bremen habe mit der Gründung Rigas nichts zu tun gehabt. Das Richtige hat wohl der berühmte Verfasser der deutschen Kunstgeschichte, Georg Dehio, getroffen, der im Jahre 1877 ein Buch über „die Geschichte des Erzbistums Hamburg-Bremen bis zum Ausgang der Mission“ veröffentlichte. Er nimmt im zweiten Teile seines Werkes, wo er das livländische Missionsbistum schildert, die Frage wieder auf und sagt: „Unsere niedersächsischen Metropole hat ihren weltgeschichtlichen Beruf nicht schlechter zu Ende geführt, als sie ihn begonnen. Die livländische Kirche ist in Wahrheit die Tochter Bremens, und in diesem Sinne werden wir gern in die Worte des alten Balthasar Russow einstimmen, der seine livländische Chronik Bremen widmet mit dem Zeugnis: „Es (Bremen) hat ganz Livland aus der Taufe gehoben und daselbige Land durch seine Kinder aus der Heidenchaft zu dem Christentum nächst Gott verholfen und aus der Düsternis der Abgötterei zu dem heilsamen Licht göttlicher Erkenntnis erstlich eingebracht.“

Mit Bremen ist hier der Sitz des Erzbistums gemeint; denn die Bürgerschaft Bremens hat in der Tat ebensowenig wie die Bürgerschaft Lübecks mit der Gründung Rigas zu tun. Die westfälischen Städte scheinen ein größeres Interesse an der Livlandsfahrt gehabt zu haben. Denn nach Münster wurde das Wilsenhans der Kaufleute und nach Soest das Haus der Handwerker genannt.

Es handelte sich aber bei Gründung der Kolonie nicht allein um die Christianisierung der Liven und Letten, sondern zugleich darum, diese Völker in den Stand zu setzen, ihren Feinden zu widerstehen und unter ihnen einen Kulturstaat aufzurichten, der sie auf die Dauer in ihrem neuen Glauben und in ihrer Eigenart erhalten konnte. Man braucht die damalige Lage der Letten, Liven und Esten nur nüchtern zu erwägen, um zu erkennen, daß sie ohne den Bau des deutschen Staates den Russen und Litauern zur Beute gefallen wären; denn ein Teil des Landes war schon russischen Fürsten tributpflichtig, und von den Letten sagt der gleichzeitige einheimische Chronist Heinrich von Lettland: „Um so mehr waren sie froh über die Ankunft der (christlichen) Priester, weil sie nach der Taufe daselbe Recht und denselben Frieden genießen sollten (wie die Deutschen).“ Im besten Falle wären sie den Dänen unterworfen worden. Das Ringen der Deutschen und Dänen um die Ostsee tritt am Anfang des 13. Jahrhunderts in ein bedeutames Stadium. Die Dänen aber hätten die Bewohner Livlands gegen die östlichen Feinde nicht schützen können. Nur die Deutschen hatten die Kraft, durch Ausgestaltung eines staatlichen Baues die Zukunft des Landes zu sichern. Diese Aufgabe hat weder die Bürgerschaft Bremens noch der Bremer Erzbischof mit seinen um die Mission hochverdienten Geistlichen erfüllt, sondern, es waren Angehörige der Ritterschaft des Erzbistums Bremen und unter ihnen fast allein eine Familie, die den deutschen Staat an der Düna und am Embach gründete. Es waren sechs Brüder und eine Schwester, die, mit dem im Erzbistum herrschenden Zuständen unzufrieden, sich im neu entdeckten Düna-Lande eine würdige Stätte der Wirksamkeit schaffen wollten.

Für das Mittelalter ist es nichts ungewöhnliches, daß man bei bedeutenden Persönlichkeiten den Familiennamen nicht erwähnte. Man begnügte sich mit dem Vornamen und verband wohl mit ihm den Ortsnamen des Besitzes oder der Herkunft. Die Mutter der sieben Geschwister hieß Alheid und war zweimal verheiratet. Ihr erster Mann war wahrscheinlich ein Herr von Buzhövede, der zweite ein Appelbern*). Jedenfalls waren die Geschwister mit den ersten Vasallengeschlechtern der Unterwesergegenden verwandt, z. B. mit den Utlebe, und mehrere Voigte von Stade sind als ihre Oheim nachweisbar.

Ohne Frage war Albert unter den Brüdern der älteste, nicht nur ein hochangesehener Geistlicher, sondern auch ein genialer Staatsmann. Der Apostel Livlands und sein erster Bischof, der fromme Augustiner aus Segeberg, war zur Zeit Friedrich Barbarossas dem Drange gefolgt, den armen Heiden das Christentum zu verkündigen, wurde aber von den Liven betrogen und mit dem Tode bedroht. Dessen Nachfolger, der Zisterzienser aus dem Kloster Vorkum, Berthold, suchte sein Bistum im Kampfe mit den Liven zu gewinnen. Beide blieben weit von ihrem Ziele entfernt. Diesen gegenüber hat Albert als welterfahrener Bremer Domherr die Aufgabe, die er als dritter Bischof von Livland übernommen hatte, ganz anders ins Werk gesetzt. Zunächst ging er nach Wibby auf Gotthland, dem damaligen Haupthandelsplatz zwischen Deutschen, Skandinaviern und Russen an der Ostsee, und ließ sich hier über alle Einzelheiten der früheren Erlebnisse an der Düna unterrichten. Es gelang ihm dort, fast 500 Männer mit dem Pilgerkreuze zur Fahrt nach Livland zu bezeichnen. Dann versicherte er sich in Dänemark der Gunst des Königs Kanut und des Erz-

bischofs von Lund, endlich besuchte er Magdeburg, wo er mit dem deutschen Könige Wilhelm zusammentraf und dessen Einverständnis mit seinen Plänen erreichte. Der Papst übernahm den Schutz der Güter derer, die Albert für den Kreuzzug an die Düna warb. So vorbereitet, begleitet von einer Kämpferschar, die auf 23 Schiffen faum Platz hatte, erschien er im Frühjahr des neuen Jahrhunderts an der Mündung des Dünaflusses. Seine Einsicht, daß man zur dauernden Befestigung der christlichen Herrschaft einer Stadt bedürfe, schuf er Riga, nicht auf gewaltsam, sondern durch Vertrag mit den Liven erworbenem Boden. Dem Schutze des Landes diente der neue Ritterorden der „Schwertbrüder“, zur Ergänzung der Zahl der Missionare war ein Kloster nötig, und ein solches wurde in Dünamünde angelegt.

Über das livische Bistum an der Düna sah sich stets von den heidnischen Esten bedroht. Auch unter diesem Volke mußte ein Bistum gegründet werden. Ein solches entstand in der alten Estenburger Dorpat. Dort setzte Albert seinen Bruder Hermann als Bischof ein, dessen Domkapitel von dem dritten Bruder Rothmar geführt wurde. Sein eigenes Kapitel hatte Albert schon vorher seinem Bruder Engelbert als Propst anvertraut. Die beiden weltlichen Brüder, Theoderich und Johann, zehneten sich im Kampfe mit den Esten aus. Die Schwester, die den Brüdern mutvoll in das wilde heidnische Land gefolgt war, heiratete den Ritter Engelbrecht von Tiesenhausen, den der Schwager, Bischof Hermann von Dorpat, als treuen Vasallen mit einem Gelände bei dem neugebauten Schloß Odenpäh im Estenlande belehnte. Hier hat auch der ritterliche Theoderich nach einem ereignisvollen Leben von seinem Bruder Hermann ein Lehn erhalten. Noch erinnert der Name des Gutes Bremenhof an die Herkunft der ersten deutschen Ritter, die sich bei Odenpäh niederließen.

Es ist in einer Tageszeitung geboten, Schilderungen nicht zu weit auszudehnen. Aber diese kurzen Andeutungen werden genügen, um zu verstehen, daß die baltischen Deutschen der Unterwesergegend ihr Interesse zuzuwenden, nicht aufhören werden.

Glashütten im Teufelsmoor.

Die beiden Glashütten zu Gnarrenburg entstanden um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Aber schon hundert Jahre früher tauchte im Moor der Gedanke auf, durch Heringziehung von Industrie den ersten Ansiedlern in ihrem wahrlich mühevollen Kampfe ums Dasein zu helfen; andererseits wollte man den in Ueberfülle vorhandenen Brennstoff auf jede mögliche Weise ausnützen. In Holland hatte man gute Erfahrungen mit der Anlage von Glashütten, Töpfereien, Garnspinnereien und anderer Fabriken gemacht, und was für die holländischen Moore segensreich war, sollte für die bremischen nicht unversucht bleiben. Auch im Holsteinischen, so berichtete der dorthin entsandte Oberlandbaumeister von Bremen, hätte man Glashütten, die mit Torf geheizt würden. Dagegen habe man in der Nähe Hannovers (bei Langenhagen) schlechte Erfahrungen mit der Torfheizung der Fabriken gemacht. Man müsse unbedingt guten Torf nehmen oder den minderwertigen zu Torfsohlen umgestalten.

In Verfolg dieser Berichte ging die königliche und kurfürstliche Kammer zu Hannover ans Werk und versuchte zunächst die Gründung von Glashütten. Die erste sollte am „Worpsweder Bera“ entstehen. Amtmann Meiners zu Osterholz empfahl in einem Berichte vom 14. Februar 1749 die Anlage der Hütte und machte auch Vorschläge für ihre Lage, und wie ein Kanal von der Hamme dorthin geführt werden könnte. Vorläufig wurde der Plan wohl zurückgestellt.

Sodann tauchte im Jahre 1752 der Plan zur Gründung einer Glashütte auf dem Fahrenberge im Gnarrenburger Moor auf. Am 15. März 1752 fand im Beisein des Oberlandbaumeisters von Bonn, des Oberamtmanns Jacoby aus Springe (beide Vertreter der Kammer), des Amtsschreibers Meyer aus Bremervörde und des Moorbogtes Johann Sagen aus Osterholz die Befestigung der Gegend bei dem Fahrenberge statt. Man hielt im allgemeinen den Platz für geeignet, obwohl die Anlegung eines Zugangskanals wegen der hohen Lage der Sandstelle auf Schwierigkeiten stoßen würde. Der Bau der Hütte ging vor sich. Wegen der Feuergefahr wurden die neuen Gebäude mit einem breiten Graben umgeben. Der bei dieser Gelegenheit gewonnene Torf wurde zur Heizung der Glashütten benutzt. Doch zeigte sich bald, daß der Torf von nur geringer Qualität und zur Erzeugung der nötigen Hitze wenig brauchbar war. Da griff man auf die aus Holland stammende Anregung der Verkohlung des Torfes zurück. (In diesen Blättern wurde vor einiger Zeit das Verfahren der Verkohlung beschrieben.) So gewann man einen für die Glashütte brauchbaren Brennstoff. Auch sonst nahm alles seinen glücklichen Fortgang. Man schuf zum ersten Male eine ausgezeichnete Arbeitsgelegenheit für die Moorbauern, zumal der Schiffahrtsweg zur Ostsee hergestellt und letztere an einzelnen Stellen vertieft werden mußte.

Da ist es nicht zu verwundern, wenn noch mehr Pläne zur Einrichtung von Glashütten entstanden. In Frage kamen besonders die bereits erwähnten Anlagen am Worpsweder Berg und der Bau einer Glashütte bei der Gnarrenburg, welchen Hof die Kammer im Jahre 1752 von dem Forstsekretär Matphail erworben hatte. Für den letzten Plan sprach die Erwägung, daß der Torf aus dem seit einigen Jahren zum Bau vorgesehenen Oste-Hammekanal benutzt werden, und beide Glashütten, die Fahrenberger und die Gnarrenburger, unter einer Administration stehen könnten, was den Betrieb wesentlich verbilligen sollte. Besonders Amtmann Meyer in Bremervörde trat für die Gnarrenburger Hütte ein. Aber die Kammer mochte Meyers Ansichten bzw. Vorschläge nicht zustimmen und schrieb zuletzt am 21. Mai 1753 kurzerhand: „Was sonst der Amtmann Meyer da actum anführt, daß die Anlage einer Hütte in dem Gnarrenburger Moor weniger koste, als in den Ottersbergischen Mähren (am Worpsweder Berg) erforderlich sein würde, zeigt, daß ihm gefallen, etwas gegen die Sache vorzubringen, davon er selbst bey genauerer Nachfrage das Gegenteil finden würde.“ Die Kammer war für die Erbauung der Glashütte am Weverberge, zu deren Gunsten sprach, daß das Bauholz in Bremen billiger war als in Hamburg. Feldsteine, Ziegel und

*) Apeler: Die von Buzhövede sind 1204 nach ihrer Familienüberlieferung aus Buzhövede nach dem Osten gezogen. Die Burgstelle liegt neben der Kirche. Der „Ebelhof“ in Apeler liegt auf der jetzt südlichsten Hofstelle des Dorfes.

Kast waren in der Nähe zu haben oder konnten bequem herangeschafft werden. Ueberhaupt sollten die Kosten der Anlage gegen 1000 Thlr. niedriger sein als diejenigen der Hütte bei der Snarrenburg. Es kam hinzu, daß Glascherben und Asche zur Glasfabrikation in Bremen und seinem Hinterlande an Weser und Aller in großen Mengen aufgekauft werden konnten. Bremen konnte z. B. jährlich 100 Tonnen Glascherben und 10 000 bis 12 000 Pfund Büdelasche liefern, die neben einer Glasfabrik an der Weser (Nienburg?) meist die Stadt Ronen in Frankreich bezog. Alle Rohmaterialien konnten mit dem Schiffe herangebracht und die fertigen Glaswaren auf dieselbe Weise weggeschafft werden.

Aus den schönen Plänen wurde aber nichts. Der Bau der zweiten Glashütte unterblieb. Der Ofte-Hammefanal konnte erst im Jahre 1765 in Angriff genommen werden und wurde 1772 notdürftig befahrbar. Vielleicht waren in bezug auf die Fahrenberger Glashütte auch nicht alle Erwartungen, die man auf sie gesetzt hatte, erfüllt worden. Jedenfalls wird aus dem Jahre 1782 berichtet, daß die Glashütte eingehen sollte, „weil ihr Betrieb sich längst nicht mehr lohnte“. Das Unternehmen hatte gänzlich verfaßt. Eine Akte aus dem Jahre 1788 besagt, daß damals schon 26 Kolonisten „den Moor-Strich bei der ehemaligen Glashütte in Varendorf“ bewohnten. Heinrich Meyer gibt in seiner Geschichte Snarrenburgs als Gründungszeit der „Glashütte Fahrenberg“ die 80er Jahre des 18. Jahrhunderts an. Erst im Jahre 1814 schloß danach die Hütte ihren Betrieb. Wenn das Tatsachen sind, so gibt es nur noch die Möglichkeit, daß die bei Meyer genannten „Bremervörder Bürger“ die fiskalische Glashütte erwarben und für eigene Rechnung bis 1814 weiterführten. Eine diesbezügliche Aufklärung wäre erwünscht.

Nach der Stilllegung der Fahrenborfer Glashütte wurde weiterhin verschiedentlich angeregt, eine ähnliche Einrichtung an einem günstiger gelegenen Plage zu treffen. So wurde bei der Gründung Altenordorfs, das im Jahre 1823 am Ofte-Hammefanal entstand, der Vorschlag gemacht, dort eine Glashütte anzulegen. Aber die Behörde ging nach den Erfahrungen, die sie 50 Jahre früher bei Fahrendorf gemacht hatte, nicht darauf ein, nahm überhaupt seit dem verunglückten Versuche nicht wieder ähnliche Betriebe in eigene Verwaltung.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden dann von privater Seite die noch jetzt bestehenden Glashütten bei Snarrenburg gegründet. In Kürze sei über diese für Snarrenburg und Umgegend wichtigen Betriebe noch folgendes berichtet:

Die „Marienhütte“, im Jahre 1846 von einer Bremervörder Gesellschaft gegründet, sollte ursprünglich Tafelglas herstellen, erwarb aber im Jahre 1882, nachdem Hermann Lamprecht im Jahre 1876 Besitzer des Werkes geworden war, ein Patent auf Tropfgläser und stellte von dem Zeitpunkt an neben anderen Flaschen vorwiegend diese für Apotheken und chemische Laboratorien bestimmten Gläser her. Nach dem im Jahre 1909 erfolgten Ableben Lamprechts, der von sich aus verschiedene soziale Einrichtungen schuf und seinen Arbeitern mancherlei Zuwendungen machte, wurde das Werk in eine Gesellschaft mit beschränkter Haftpflicht umgewandelt, aber in Lamprechts Sinne weitergeführt.

Die „Karlschütte“ entstand im Jahre 1857 zwischen Snarrenburg und Karlsböfen. Kapitalkräftige Männer aus Snarrenburg und seiner Umgegend waren die Gründer. Das Werk nahm ebenfalls einen guten Aufschwung, kam aber durch die Wirkungen des Weltkrieges in mancherlei Schwierigkeiten, wurde sodann im Jahre 1921 von Grund aus umgestellt und nun „Hansahütte“ genannt.

Durch diese beiden Glashütten (in Gemeinschaft mit den nach und nach entstandenen Torfwerken) ist in neuerer Zeit das erreicht, was vor 180 Jahren den staatlichen Kommissarien vorschwebte, als sie die Anlage von Glashütten und anderen Fabriken betrieben, nämlich: Förderung des Gewerbes, Vermehrung der Arbeitsgelegenheit und Herbeiziehung von fremdem Gelde ins Moor.

H. Pitschen (Scharnbeck).

Im Bremerwalde.

Wer einmal mit dem Zuge nach Bremen fuhr und während der Reise seine Blicke zum Fenster hinausschweifen ließ, dem kann nicht entgangen sein, daß er bei Lühberstedt durch eine waldirge Gegend fuhr. Zudem lassen die vielen Tannen und die riesigen Mengen Grubenholz, die gerade bei Lühberstedt an die Bahn gefahren werden darauf schließen, daß in der Nähe ausgebeutete Wälder sein müssen. Vom Zuge aus sieht man allerdings nur ein winziges Stückerl von dem großen Bremerwalde oder wie der Volksmund sagt: „Bremer Wohld“.

Der Name erklärt sich aus der Geschichte. Von ihrem Jagdschlosse beim freien Damm Hagen jagten die Bremer Erzbischöfe mit Vorliebe in diesem Forst. An jene Tage erinnert außerdem noch ein am Südrande des Bremer Waldes von Eichen und Buchen umkränzter einstelliger Hof, der Bremerhorn heißt. Noch heute zeichnet ein guter Wildbestand diesen Wald aus, und wer Glück hat, kann sich über muntere Rehe freuen. Jetzt ist der Bremerwald staatlicher Besitz und gehört zum Forstbezirk Lühberstedt. Der Oberförster wohnt allerdings seit 1886 in Hagen, Bezirk Bremen.

Die Eisenbahn schneidet vom Bremerwalde nur einen dünnen Streifen ab; hauptsächlich erstreckt er sich nach Westen und Südwesten. Vom Bahnhof Lühberstedt, der etwa zwei Kilometer vom gleichnamigen Orte entfernt liegt, kann man sogleich in den Wald treten. Günstiger als beim Bremerwalde können dem Städter die Verhältnisse für eine Waldwanderung wohl kaum geboten werden.

Was bietet der Bremerwald? Ein feuchter Mischwald bildet den Kern. An den feuchten Stellen wachsen Erlen und Eichen, ja, wo's lichter wird, sproßt gar üppig das Wollgras. Wenn auch Eichen und Buchen nicht fehlen, so bestimmt doch die Tanne, und zwar sowohl die Föhre als auch die Fichte den Charakter des Waldes. An einzelnen Stellen könnte man sich in den Harz versezt glauben. Wohl halten die Bäume sich im

Umfange bescheidener, aber mit ihren Kronen streben sie mächtig zum Himmel, daß man den Kopf schon scharf im Nacken halten muß, will man zu den Gipfeln emporsteigen. Im Bremerwalde geißelt die Flatterulme, die in unserem Nordwesten sonst schon ziemlich selten geworden ist. Möge die Forstverwaltung sich der Pflicht bewußt sein, daß sie diesen Baum ganz besonders schützen und pflegen muß!

Nach den verschiedensten Richtungen läßt sich der Wald auf guten Wegen durchstreifen; wer aber seinen Schritten gerne ein bestimmtes Ziel setzen möchte, findet hier Möglichkeiten genug. Der Ort Lühberstedt liegt zwar ein wenig abseits vom Walde, ein Spaziergang dahin bleibt indessen lohnend genug, sei es auch nur, um den zum Ehrenmal errichteten Findling zu sehen. Das ist wenigstens noch ein Stein, der sich sehen lassen kann! Auf der anderen Seite des Waldes, zu erreichen auf lauschigen Fußwegen, liegt Lühberstedt. Der Ort selbst grenzt wie weiterhin Sarrendorf und Alstedt hart an den Bremerwald.

D. H.

Aus dem Moore.

(Vom Torfstechen.)

In den Wochen vor der Heuernte sieht man die Landleute auf der Gese oft tagelang in Moortühlen stehen, um in mühsamer Arbeit den Torf zu stechen, der neben dem Feuerholz anstatt der Steinkohlen und Bricketts im Winter die menschlichen Wohnungen behaglich erwärmt. Frühmorgens um 4 Uhr ist für den Torfstecher die Nacht zu Ende. Mit einembeutel mit Brot, Butter, Wurst und einer Kaffeeflasche an der Seite, tritt er die Wanderung nach dem Moore an, das Mittagessen wird gewöhnlich hingetragen. Seine Werkzeuge sind Zwide, Schaufel, Torfspaten, Beil und Karre. Eine Strohwand wird mitgeführt, die bei Unwetter Schutz bietet. Der Torfspaten, der in seiner Ruhezeit noch vielfach hinter die Bettstelle gestellt wird, damit er zur Abwehr von Einbrechern diene, ist das wichtigste Werkzeug beim Torfstechen. Das Eisen ist etwa 50 Zentimeter lang und 20 Zentimeter breit, vorn dreieckig zugespitzt und an allen Ecken äußerst scharf. Mit dem Beile wird im Wege stehendes Gebüsch beseitigt. Dann wird eine Bank gegraben, die ein bis zwei Fuß von der vorjährigen Kuhle, das in derselben angesammelte Wasser abhalten soll. Jede einzelne Torfbank wird in Sodenlänge abgeteilt und der Torf durch senkrechte und wagerechte Spatenstiche gewonnen, nachdem die Humusschicht, Bunkerbe genannt, mit Zwide und Schaufel abgenommen ist. Frauen und Mädchen schieben auf Karren die frischen Soden auf den Moordamm und legen sie in Kreuzschichten zu zweien hin, damit das Wasser herauszieht. Meistens legt man zuerst sieben Soden aufeinander dreimal 2 und 1, nach einiger Zeit neun Soden, wobei die oberen dann zu unterst gelegt werden. Wenn Wind und Sonne die nassen Soden gehörig ausgedorrt haben, baut man große Ringel und Torfbanken, die meistens bis zur Heuernte vollends trocken geworden sind. Nach Beendigung der Heuernte bezieht sich der Bauer zur Einfuhr des Brenntorfes, denn später möchte ungünstige Witterung das Moor unfahrbar machen, und dann wäre die Mühe und Arbeit für dieses Jahr umsonst, zumal im Herbst oder Winter die Einfuhr unsicher ist.

Außer durch Stechen wird der Torf noch durch Baden gewonnen. In den jüngeren Bruch- oder Grünlandmooren fehlt die feste Torfbank, die bei den Hoch- oder Binnenmooren oft 3 bis 8 Meter hoch ist und je weiter nach unten, desto besseren, festen Torf liefert. Der Pflanzenwuchs hat hier kein zusammenhängendes Gefüge gebildet. Die schwere, schwarze Torfmasse gleicht daher einem Schlamm. Er wird herausgeworfen und auf einer von Busch und Heide befreiten Stelle etwa 20 Zentimeter hoch ausgebreitet. Nachdem der Schlamm zu Brei geschlagen und mit Brettern und Planierschaufeln geebnet ist, läßt man einige Tage die Sonne ihre Wirkung ausüben, wodurch die breiartige Masse zu einem Torfstücken wird, den der Torf „bäder“ dann durch Kreuz- und Querschnitte in Sodenformen schneidet. Die weitere Behandlung des Badtorfes ist die, wie des Stechtorfes. Während man beim Stechtorf leichten weißen und schweren schwarzbraunen Torf unterscheidet, von dem ersterer zum Anbeizen und letzterer zum Heizen und Erwärmen dient, gibt es beim Badtorf nur schweren. Nicht so schwierig als das Stechen ist das Baden des Torfes. Der Torfstecher muß bei nasser Witterung tagelang im Wasser stehen, das sich infolge fortwährenden Durchsickerns von allen Seitenwänden in der Torftühe trotz Aufschaukelns immer wieder anammelt. Ja, es kommt vor, daß bei plötzlichem Durchbruch des Wassers einer den andern retten und an feste Land ziehen muß, um nicht in die Gefahr des Ertrinkens zu geraten.

Bücherchau.

* Soeben erschien im Verlage von Hirsch & Vechstedt in Köln am Rhein ein schön ausgestattetes Werk: Die Nordsee. Zwanzig Gemälde deutscher Maler von der Nordsee und ihren Küsten in originalgetreuen Farbendrucken. Mit einleitendem, reich illustriertem Text von Studiendirektor Jylmann, sowie erläuterndem Text zu den Buntbruden von Dr. Maximilian Karl Rohe. In künstlerischem Buchumschlag von Wilhelm Petersen. Format 23x32 Zentimeter. Preis 5,40 Mark. Diesen in der Tat prachtvollen Farbendrucken, originalgetreu nach ausgeführten schönen Gemälden berühmter Künstler hergestellt, die einzeln auf Karton gezogen sind und sich auch vorzüglich zum Einrahmen als Wandschmuck eignen, ist ein 16 Seiten umfassender, von Studiendirektor Jylmann in Zürich verfaßter Text vorangestellt, der ein vorzügliches Gesamtbild aller landschaftlichen und kulturellen Eigenschaften der deutschen Nordsee und ihrer anliegenden Küsten gibt. Ein hervorragend schönes Werk, das allen Besuchern der Nordseeküste Freude bereiten wird und als ein schönes Zeugnis deutscher Heimatkunst bezeichnet werden darf.